

menschliche Objektivierungen der Natur. Und die Schüsse des Jägers treffen jetzt genau ins Ziel. Wir befinden uns nicht mehr auf der Ebene des ziellos schweifenden Subjekts, sondern auf der des planmässig handelnden Verstandesmenschen. Kaum ist das menschliche Ich dem Bereich des Unbewussten und der unpersönlichen Natur entwachsen, sucht es sich die Natur auch schon zu unterwerfen. Jeder Schuss, der ins Ziel trifft, reisst eine Kluft zwischen Ich und Es. Mensch und Natur sind einander entfremdet.

Hier setzt erst eigentlich Huchels Dialog mit Ernst Bloch ein. Unsere Interpretation hat sich vor allem bei der Erklärung der ersten Gedichthälfte streng an Huchels Sprache, an den Stil und seine Merkmale gehalten. Die zweite Gedichthälfte aber lässt sich, wie schon unsere Letrachtung über den Auftritt des Jägers gezeigt hat, mit rein stilkritischen Methoden wohl kaum mehr verstehen. Das Wort Beute hat uns auf den Begriff der Entfremdung von Mensch und Natur geführt. Häften wir aber diesen Begriff einführen dürfen, wenn nicht Ernst Bloch der Angesprochene wäre? Es ist bekannt, dass Ernst Blochs philosophisches Schaffen vor allem darum bemüht ist, die Entfremdung des Menschen aufzuzeigen und in uns die Hoffnung auf eine künftige Aufhebung der Entfremdung in einer neuen «Heimat» zu wecken. Den gewaltigsten Niederschlag hat dieses Bestreben in Blochs Hauptwerk, dem «Prinzip Hoffnung» (Frankfurt 1959), gefunden. Auf Blochs Schaffen wird zweifellos angespielt in der Zeile:

*Der Sinnende such andre Spur.*

Eines der früheren Werke Blochs, 1930 zum erstenmal erschienen, trägt nämlich den Titel «Spuren». In diesem Buch werden allerlei Begebenheiten erzählt, aber immer so, dass man auch merkt, dass in diesen Begebenheiten mehr umgeht als nur eben das Vorgefallene. «Geschichten dieser Art – so sagt Bloch – werden nicht nur erzählt, sondern man zählt auch, was es darin geschlagen hat, oder horcht auf: was ging da? Aus Begebenheiten kommt da ein Merke, das sonst nicht so wäre; oder ein Merke, das schon ist, nimmt kleine Vorfälle als Spuren oder Beispiele. Sie deuten auf ein Weniger oder Mehr, das erzählend zu bedenken, denkend wieder zu erzählen wäre...» (S. 15 f.) Der Sinnende ist also ein Mensch, der Spuren zu lesen versteht. Er sucht der Natur keinerlei Beute abzugewinnen. Er achtet lediglich auf ihre mannigfältigen Zeichen. Das Treiben des Jägers ist ihm nur ein Zeichen unter vielen anderen, die er denkend wahrnimmt, wahrnehmend bedenkt. Selbst das Geringste kann sein Staunen hervorrufen, zum Beispiel die fallenden Blätter eines Baumes am Hohlweg. Diese Blätter tragen in sich verborgen den Keim einer traumhaften Schönheit, aber das nur erst dunkel geahnte Gold muss sich entzünden, bevor es leuchten kann. Und diese zündende Kraft hat allein das fragende Staunen des sinnenden Menschen. Der Mensch hat nicht die Aufgabe, die Natur bloss zu objektivieren, vielmehr hat er ihr ihre Goldkeime zu entlocken und sie somit erst ihrer reinsten Schönheit und Freiheit zu zuführen. Die fallenden Blätter werden zu «goldinem Rauch». Die entfremdete Objektivität der Natur wird aufgebrochen, Natur kommt zu ihrem Fürschein, und der Subjekt-Objekt-Gegensatz ist aufgehoben. Solches lässt sich selbstverständlich nicht planmäßig herbeiführen. Das staunende Fragen des betroffenen Menschen ist unkonstruierbar, wie Bloch dies schon 1918 in seinem Frühwerk «Geist der Utopie» dargelegt hat. Auch Huchel, der Lyriker, spürt das genau: Es sind die Stunden, welche die Gedanken herbeiwehen:

*Und Stunden wehn, vom Herbstwind weise,  
Gedanken wie der Vögel Reise,*

Solch «wehende Stunden» haben natürlich nicht zeitmessende Bedeutung. Es sind vielmehr die Stunden unmittelbarer Erstaunens, erschütterndster Betroffenheit. Vergleichbar wohl am besten der Stunde, die Rilke in den ersten Versen seines «Stundenbuches» anruft:

*Da neigt sich die Stunde und röhrt mich  
an  
mit klarem, metallenem Schlag:  
mir zittern die Sinne. Ich fühle: ich kann  
und ich fasse den plastischen Tag.*

Um die wehende oder sich neigende Stunde zu erfassen, muss das Subjekt des Dichters oder Denkers fähig sein, das Verborgene zu ahnen. Bei Bloch heisst dieses vom lateinischen Verbi latere her, Latenz. Latenz ist der Ursprung des Staunens, das sich aus ganz verschiedenen Anlässen entzünden kann «zwischen Subjekt und Objekt, beide in durchdringender Betroffenheit auf einen Augenblick identifizierend». (Bloch, «Prinzip Hoffnung», S. 337/338.)

«Auf einen Augenblick identifizierend», sagt Bloch. Solch ein Augenblick ist nun allerdings schwer zu fassen. Blitzhaft mag zwar ein schöneres oder reineres Jetzt in ihm und durch ihn aufleuchten, aber unmittelbar nach dem Erlöschen des Blitzes liegt alles wieder in Dunkelheit. Allzumal Abstand trübt bekanntlich den Blick. Latenz und Betroffenheit allein können keine reine Gegenwart verwirklichen. Das Verwirklichen wird erst möglich, wenn das Subjekt seinem Sinn eine Richtung gibt. Die Welt, die zum Verweilen einlädt, ist noch nicht vorhanden, sondern erst im Werden. Verwirklichen heisst Intendieren. Konkretes Denken ist Tendenz-Latenz.

Huchel trifft die Tendenz-Latzen des Denkens genau, wenn er die Gedanken zwischen die vom Herbstwind weise wehenden Stunden und die Reise der Vögel stellt. Die wehenden Stunden meinen den verborgenen Ursprung, die Reise der Vögel aber weist auf die Richtung des Denkens hin, die wir Tendenz genannt haben, beides zusammen aber spricht auf bildhafte Art den Gedanken der Tendenz-Latzen aus.

Noch in ein anderes Bild hat Huchel die dargelegten dialektischen Gedankengänge verdichtet: Alljährlich im Spätherbst und im Winter ist am Osthimmel Orion im Aufgang zu sehen. Auch dieses strahlende Sternbild im Dunkel der Winternacht hat dem, der die Spuren der Natur zu lesen versteht, etwas zu bedeuten:

Unter dem Titel «Geist, der sich erst bildet» hat Ernst Bloch im Rückblick auf seine eigene Jugendzeit geschildert, wie er Orion mit sechzehn Jahren gesehen habe: «Fabelhaft nahe, wie eingebannt stand der Orion am Winterhimmel; man wurde nicht müde, dies feurig Behauptende zu sehen, die drei Sterne hinauf, das Schwertgehänge quer darunter; das «Gleiche» war magisch geworden, mit langem Blick fühlte man sich in das Sternbild versetzt.

Hier kreiste ein ganz und gar bezaubertes Wesen, das viel zu heiss war, um es zu halten...» («Spuren», S. 87.)

So bildet sich der Geist; das jugendliche Ich identifiziert sich mit der Natur, die sich ihm mächtvoß offenbart. Das jugendlich-schwärrende Ich erfährt Orion als Feuerbild. Huchel spricht davon schon in den ersten Versen des Gedichts, in denen er den ursprünglichen Zustand der Landschaft mit dem nur erst dämmernden Bewusstsein des Menschen beschreibt. Das Feuerbild ist der Geist, der sich erst bildet.

In dieser ersten, dem Jugendalter entsprechend noch ahnungsvollen, eigentlich nur erst vorbewussten Entwicklungsstufe des Geistes, sind Subjekt und Objekt noch ursprünglich ungeschieden. Durch den wehenden Sturm des Feuerbildes wird die Spaltung aber bereits im dritten Vers angezeigt. Dem angesprochenen Denker aber fällt die Aufgabe zu, es zu «bewahren». Bewahrend im konservativen Sinne ist nun Blochs Denken allerdings in keiner Weise. Bewahrt hat sich dieser Denker bis in sein hohes Alter nur dies: den Geist der Jugend, ihre Offenheit und ihr Gefühl fürs Novum. Dem reifen Denker erscheint Orion noch immer. Nur wird das Sternbild am Schluss des Gedichts nicht mehr Feuerbild genannt. Seine Bewegung ist auch keine wehend stürzende mehr, sondern eine langsam steigende. Aber noch immer ist Blochs Denken ahnungsvoll, noch immer ist sein Bewusstsein ein «Vorbewusstes nach vorwärts», noch immer hofft er auf einen besseren Zustand der Welt, auf eine Welt ohne Entfremdung. Seine Ahnung zielt auf etwas, «das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war. Heimat», wie es im letzten Satz des Prinzips Hoffnung heißt.

Eine Zeile haben wir bis jetzt in unsere Gedankengänge noch nicht einbezogen: «Und manches Wort wird Brot und Salz.» Sie verbindet das Bild des Vogelzugs im Herbstwind mit dem am Winterhimmel heraufsteigenden Orion. Pedantischen Lesern mag vielleicht die Wendung «Brot und Salz» missfallen. Sei es, dass ihm der nicht ganz reine Reim Salz-Als missfällt, sei es, dass er an der durch den jahrhun-

dertealten Sprachgebrauch gezeichneten Wendung «Brot und Salz» an sich schon Anstoß nimmt. Tatsächlich lautet ein altes Sprichwort «Salz und Brot macht Wangen rot», und in Grimms Deutschem Wörterbuch lesen wir, Salz und Brot sei die formelhafte Bezeichnung einer einfachen frugalen Nahrung (Band VIII, S. 1706). Auch weiss Grimm zu berichten, dass die Überreichung von Salz und Brot, wie sie besonders in slawischen Ländern bei Begrüßung, Aufnahme eines Gastes, Unterwerfung und sonst stattfinde, eigentlich wohl ein Sinnbild der Friedensgemeinschaft sei. In der Provinz Preussen werden Salz und Brot besonders Neuvermählten beim ersten Besuch gebracht. Dem aus der Mark Brandenburg stammenden und heute in der Nähe von Potsdam lebenden Peter Huchel ist solches Brauchtum zweifellos vertraut.

Mit Brot und Salz kann der Eingeweihte in wunderbarer, heiliger Nüchternheit freundsaftlichen Gefühlen Ausdruck geben. Im Geist der Freundschaft und der Liebe blühen dann Gespräche auf. Das Wort allein fiele ins Leere, wäre nicht der Freund da, der es aufnimmt, sorgsam abwägt und – wenn nötig – berichtig. Das Wort hat den Drang zum Dialog schon von Anfang an in sich. Es steht erst am Anfang eines Prozesses, in dessen Verlauf es sich fortschreitend berichtig. Dieser Prozess spielt sich ab zwischen Schriftsteller und Leser. Im Widmungsgedicht steht dem Dichter das Du des Lesers besonders klar vor Augen. So weist Huchels Lyrik den Weg zu einem neuen Verständnis des dichterischen Wortes: Das Wort ist nicht sich selbst genug, sondern drängt von Natur aus zu einem anderen hin. Das Dialogische ist der Dichtung immanent.

Ein anderer grosser Lyriker der Gegenwart, Paul Celan, hat die These von der Immunität des Dialogischen im Gedicht in zwei Auseinandersetzungen theoretischer Art bereits dargelegt. In seiner kurzen Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Bremer Literaturpreises im Jahre 1958 heißt es unter anderem:

«Das Gedicht kann, da es ja eine Erscheinungsform der Sprache und damit seinem Wesen nach dialogisch ist, eine Flaschenpost sein, aufgegeben in dem – gewiss nicht immer hoffnungsstarken Glauben, sie könnte irgendwo und irgendwann an Land gespielt werden, an Herzland vielleicht. Gedichte sind auch in dieser Weise unterwegs: sie halten auf etwas zu.» (ed. suhrkamp 262, S. 128.)

Und in seiner Büchner-Rede sagt derselbe Dichter:

«Jedes Ding, jeder Mensch ist dem Gedicht, das auf das Andere zuhält, eine Gestalt dieses Anderen.» (ed. suhrkamp 262, S. 144.)

Von diesen fundamentalen Sätzen haben wir auszugehen, wenn wir uns um ein Verständnis der gegenwärtigen Lyrik bemühen wollen. Der Dichter unserer Zeit ist kein isoliertes schöpferisches Genie, seine Kunst ist nichts anderes als ahnende Tendenz, intendierte Ahnung (Tendenz-Latzen). Erst im Dialog mit dem angesprochenen Du des Lesers erhält die Tendenz eine adäquate Richtung, erfüllt das Noch-Nicht sich mit reiner Gegenwart. Auf solche Gegenwart, auf einen Augenblick, der zum Verweilen einlädt, richtet sich letztlich die Ahnung des Sinnenden in Huchels Gedicht.

## Engagement und Opposition

Karl Schmid: Schwierigkeiten mit der Kunst  
Schriften zur Zeit, Artemis Verlag, 1969

H.B. Wenn Professor Karl Schmid, Ordinarius für deutsche Literatur an der ETH und neuer Präsident des Wissenschaftsrates, von Schwierigkeiten mit der Kunst spricht, so tut dies ein Mann, der sich in unzähligen Besprechungen von Neu-Erscheinungen und in Vorlesungen von aktueller Thematik über genaue Kenntnis der modernen Literatur und der modernen Künste ausgewiesen hat. Nicht ein Literaturpapst also, der sein schlechtes Gewissen wegen mangelnder Leseerfahrungen zu einem öffentlichen Unbehagen stilisiert. Karl Schmid ist ein Leser dieser Zeit. Und seine Kenerschaft, seine Vertrautheit mit dem, was die heutigen Schriftsteller beschäftigt, plagt, zermürbt, spricht aus jedem Satz, den er schreibt. Es ist keine anbiedernde Kenerschaft, sondern Sympathie im wörtlichsten Sinn, die ihn zu einem der beliebtesten Interpreten moderner Literatur macht. In beiden Aufsätzen dieser Schrift, «Engagement und Opposition» und «Der moderne Staat und die Kunst» geht es um die Schwierigkeiten der Öffentlichkeit mit der Kunst, beide sind aus Vorträgen entstanden. Beschäftigen soll uns hier nur der erste: Engagement und Opposition.

Seit Albert Camus die unheilbare Frage gestellt hat: «Ist Kunst ein verlogener Luxus?» wird von der Kunst unablässig und, wer weiss, andere, abhanden gekommene Fähigkeiten des Kunstgenusses damit vielleicht entschuldigend, eine Veränderung der Gesellschaft gefordert, die sie unmöglich leisten kann. Auch Brecht-Stücke führen letztlich in die Kronenhalle. Viel eher verändert die Gesellschaft oder der Staat die Literatur, so zum Beispiel die national-

tische Konkretheit ist eine Gefahr für das spezifisch Schriftstellerische.» Mit dem spezifisch Schriftstellerischen meint Karl Schmid nun nicht mehr die Belletistik als Luxusartikel, nicht die Belletristik als Ersatz für Konfekt, er denkt an die Aufgabe des Schriftstellers, ein Anwalt des Verdrängten, vielleicht sogar des Unzeitgemässen zu sein. Wenn man Benn gegen Brecht oder Celan gegen Enzensberger ausspielt, geschieht das oft in der Absicht, die Unwirksamkeit und Folgenlosigkeit der einen an der politischen Zugkraft der andern zu messen. Solche Scheinalternativen, die das Rednerpult mit dem Elfenbeinturm in Konkurrenz bringen, entlarvt Karl Schmid mit seinem differenzierten Denken.

Auf dreifache Weise, so führt er aus, gefährdet sich die engagierte Literatur selbst: in der professionellen Lust an der Formulierung, durch den Hang zur moralischen Verkürzung und durch eine neue, heimtückische Form von Apolitie. Jeder Schriftsteller schreibt gern gut. Seine Liebe zur schlagkräftigen Formel, zum zündenden Wort muss vom Umgang mit der Sprache her verstanden und gebilligt werden. Nur schlummert in der verbalen Virtuosität die Gefahr einer Verwechslung. Stil bedeutet nicht Realität. Eine Pointe kann ästhetisch wahr, sachlich aber falsch sein. Je besser die Formulierung, desto grösser der Verdacht, sie stimme nur literarisch. Es ist leicht, am Schreibstisch ironische Fragen zu stellen und ihre Beantwortung den Politikern zu überlassen, so leicht wie das Federballspiel. Das Engagement müsste dort beginnen, wo das treffende Wort aufhört, in der Kommission, in den Parteien, in der Realität. Der Intellektuelle kann seine Aufgabe unmöglich nur darin sehen, Sand im Getriebe zu sein, wie Bichsel meint. Bei Camus heißt es: «Jeder Künstler ist heutzutage auf die Galerie seiner Zeit verfrachtet.» Und Karl Schmid ergänzt richtig: «Das Engagement des Schriftstellers, das unter solch ernsten Zeichen begann, darf nicht als Artistennummer auf dem Oberdeck enden.» Die Wahlreisen von Günter Grass sind ein Beispiel von Engagement, das über die literarische Artistennummer hinausgeht. Der Politiker Grass opfert die Zeit des Romanciers. Er kennt seine Demokratie und nicht nur das Vokabular, mit dem man sie erledigen zu können glaubt. Vielleicht hat sich Grass deshalb mit den linksextremen Studenten verfeindet, weil ihm die praktische Mitarbeit wichtiger scheint als eine theoretische Revolution, die in der sterilen Atmosphäre soziologischer Seminare ausgeklugelt wird.

Einen zweiten Verdacht meldet Karl Schmid gegen jede Art von moralischer Verkürzung an: «Das Moralische ist einfach, aber wer die Weltgeschichte in moralischen Pointillismus auflöst, kann kein Bild von ihr bekommen und keines geben... So hässlich es tönt: ein gewisser radikaler Materialismus ist ein todlicher Mittel, um die Welt nicht mehr zu verstehen; er macht blind für die tatsächlichen Probleme und Gefahren.» Mit der moralischen Schwarzweiss-Technik behält man der Geschichte gegenüber immer recht, kostenlos recht. «Die moralische Frage ist leider Gottes nur scheinbar der archimedische Punkt, von dem aus die Welt neu einzurichten wäre.» Ein Beispiel moralischer Verkürzung gab Peter Bichsel in seinem Kommentar zur Mondlandung im Sonntagsjournal. Er bedauert, dass die Präambel der Uno-Charta auf den Mond verschleppt worden ist, wo sie keinem Krater etwas nützt, und fordert ihre Verwirklichung auf der Erde. Der technische Erfolg dürfte nicht darüber hinwegtäuschen, dass die «Besiegten» all die Menschen seien, die unter der Menschheit zu leiden hätten. «Die Menschheit hat vielleicht wieder einmal mehr auf Kosten der Menschen gesiegt.» Das tönt röhrend, und Peter Bichsel hat bestimmt recht. Doch, ist er der rechte Mann, um recht zu haben? Ist er kompetent genug, um zu beurteilen, ob die Mondlandung für die Menschen insgesamt eher ein Rückschritt oder ein Fortschritt sei? Ist er kompetenter als der Ingenieur Müller, der im Aufsatz immer eine Drei hatte? Ich bezweifle es. Die Angelegenheit dünkt mich viel zu kompliziert, als dass sie in einer Monokolumnen mit prägnanten Formulierungen abgetan werden könnte. «Der Mond ist ein Thema für Leitartikler und Kolumnisten, nun können wir alle mit Sprache salabbern, kein Körnchen Wissen, kein Körnchen Verstand ist nötig für eine Monokolumn.» Bitte, der Schreiber dieser Sätze, Peter Bichsel, liefert den Beweis. Nötig ist einzig die Naivität, einen Problemkreis auf seinen moralischen Nenner zu reduzieren. Und natürlich der Mut, das zu sagen, was alle andern nicht sagen, der gehört zum Beruf des Schriftstellers in Opposition.

«Man darf die schwierige Verpflichtung des engagierten und daher opponierenden Geistes nicht in rasche Technik der Opposition veräussern und veräusserlichen», sagt Karl Schmid, und warnt damit, einen dritten negativen Aspekt aufzulegen, vor einer Opposition, die nicht mehr «die Folge des Engagements ist, sondern an seine Stelle tritt». Opposition um jeden Preis, gegen alles, was der Bürger sagt und tut, ist leider allzu häufig die Rolle, in der sich der Engagierte gefällt. Wenn die dumme westliche Welt die Invasion in der CSSR verurteilt, so wissen einzig die gescheiten Schriftsteller, wer das Recht zur Empörung besitzt, sie nämlich, die Linken, und nicht die verräterischen Kapitalisten. Nebenbei: wie gross muss die Auflage

«Literatur + Kritik» erscheint monatlich als Beilage des «Aargauer Tagblattes». Manuskripte und Diskussionsbeiträge sind erbeten und mit dem Vermerk «Literatur + Kritik» an die Zeitung zu schicken.

Redaktion:  
Dr. Anton Kräftli  
Hermann Burger

eines schlechten Romans sein, damit man vom Profit ein Haus kaufen kann? Es gibt auch eine intellektuelle Ausbeutung. Das ist, man verzeihe den Ausdruck, Establishment der Opposition, mindestens so fest zementiert wie der blinde Konservatismus; es ist eine Opposition, die sich nicht mehr gegen eine Sache, sondern gegen eine Volksschicht richtet, wie immer auch ihre Meinung ausfallen möge. Ein professionelles Dagegensein. Aus dieser verhärteten Opposition kristallisiert sich nach Eccl. mid eine neue Form von Apolitie heraus: «Die neue Apolitie spielt sich hochpolitisch auf, aber sie verwechselt auf groteske Weise das Reden über Politik und gegen diejenigen, die sie machen, mit Politik. Wer nicht erkennt, dass Politik ein konkretes Geschäft ist, das niemals in der Form des ufer- und gegenstandslosen Dialoges über das, was man tun sollte, besorgt werden kann, hat von ihrem Wesen weniger verstanden als jene geschmähten Dichter und Denker, die dieses Geschäft, weil es eines ist und Sachverständ verlangt, denjenigen überliessen, denen sie diesen Verstand mit oder ohne Recht zuscriben oder zutrauen.» Dass die in der Opposition etablierten und in Denkschemas erstarnten, die mit dem Dagegensein hausrütteln und Reklame treibenden Autoren noch lange kein Grund sind, sich vom seriösen Engagement eines Frisch oder Grass zu distanzieren, betont Karl Schmid mit Nachdruck. Gerade bei Frisch gibt es Stellen genug, welche die professionelle Opposition ironisieren.

Karl Schmid beschliesst seine Analyse mit einer Frage, die indirekt wieder zu dem zurückführt, was er mit dem spezifisch Schriftstellerischen umschrieben hat: «Ist nicht die wichtigste, von gar niemand anderem zu besorgende Opposition des Dichters zu seiner Zeit in seiner Vertrautheit mit dem begründet, was in dieser Zeit gar nicht ist und vielleicht gar nie sein kann? (Aber auch das wird gleich durchkreuzt: der Seher sollte keinesfalls gegen den genauen Zuschauer ausgespielt werden.)» Seher und Zuschauer. Diese doppelte Anstrengung müsste möglich sein, ein Schreiben, das zwischen dem engagierten Schriftsteller und dem Dichten liegt, präzis und tief zugleich, sezierend und auslösend. Für mich am ehesten in Frisch und Grass verkörpert. Es ist das Verdienst von Karl Schmid, mit seinem ausserordentlichen Sprachvermögen einmal mehr das geschaffen zu haben, was in Diskussionen Setzenheitswert besitzt: eine sorgfältige Differenzierung.

## Das Fernsehen ist schuld,

das «der Sonntagsleser» ausstirbt, jedenfalls im Bereich des Süddeutschen Rundfunks. Dort nämlich hat das Demoskopische Institut Altenbach in einer Umfrage ermittelt: Die Zahl der eifrigsten Bücherleser ist von 24 auf 19 Prozent zurückgegangen, die der Nichtleser hat sich von 29 auf 34 Prozent erhöht. «Die Zahlen», heißt es in dem Bericht, «sind bestürzend, decken sich aber mit anderen Beobachtungen über die Auswirkungen des Fernsehens, unter dem besonderes die Unterhaltungslektüre leidet». Detaillierte Ermittlungen über das Freizeitverhalten am Sonntagabend bestätigen den Trend. Während im Jahre 1963 an einem ausgewählten Herbstsonntag in den Abendstunden bis zu 5 Prozent der Rundfunkhörer mit Bücherlektüre beschäftigt waren, war deren Zahl bei einer erneuten Stichtagnutrolle im Herbst 1968 auf 1 Prozent gesunken.

## Buchentwicklungs-Zentrum in Tokio gegründet

In Tokio ist in Form einer Stiftung ein Buchentwicklungs-Zentrum gegründet worden, das der weltweiten Förderung des Verlagswesens unter besonderer Berücksichtigung der Regionen Asiens dienen soll. Die Gründung des «Tokyo Book Development Centre» geht auf eine Empfehlung der Unesco aus dem Jahre 1967 zurück und erfolgte im Zusammenwirken mit der japanischen Unesco-Kommission sowie dem Verlegerverband des Landes. Für das laufende Haushaltsjahr hat die Unesco 72 000 DM zur Verfügung gestellt, während von der japanischen Regierung über 12 Millionen und den Verlegern des Landes 8 Millionen DM aufgebracht werden.

## Der diesjährige Thomas-Dehler-Preis,

der Literaturpreis des Bundesministers für gesamtdeutsche Fragen, ist dem Publizisten Prof. Dr. Alfred Kantorowicz zuerkannt worden. Der Preis ist mit 10 000 DM dotiert.